

Von ihm können wir lernen, die Welt zu einer besseren zu machen

Der Schriftsteller Manès Sperber war Jude, Kommunist, Renegat.
Seine Bücher: Lange vergriffen und vergessen. Warum wir ihn gerade
heute wieder lesen sollten.

TEXT MARTIN EBEL

Sabolotiw ist ein Städtchen in der Westukraine, am Fusse der Karpaten, anders als der Norden, Osten, Süden des Landes noch wenig behelligt vom Krieg. Sabolotiw hiess einmal Zablotow, war polnisch, dann, nach der Teilung Polens 1772, gehörte es zur Beute Österreich-Ungarns. Lange bestand die Mehrheit der Einwohner aus Juden. Einer von ihnen war Manès Sperber, hineingeboren am 12. Dezember 1905 in eine Welt, die bestimmt war von den Regeln der jüdischen Orthodoxie, dem festen Glauben an die Auserwähltheit des eigenen Volkes und dass der Messias kommen und es endgültig erlösen werde. Wann? Das wusste niemand. Aber es konnte jeden Augenblick geschehen. Sein Urgrossvater, so erinnert sich Manès Sperber, stieg manchmal auf den Hügel vor dem Städtchen und hielt Ausschau: Vielleicht war ja gerade jetzt der Augenblick?

Im ersten Teil seiner Autobiografie «All das Vergangene...» mit dem Titel «Die Wasserträger Gottes» entwirft Sperber das Panorama dieser Welt. Die Zablotower Juden sind «Luftmenschen», leben von wenig bis nichts. Handwerker ohne Kunden, Händler, die die Ware, die sie anbieten, selbst noch nicht bezahlt haben. «Es gab Männer, die fasteten nicht nur an den zahlreichen Fasttagen, sondern überdies jeden Montag und Donnerstag, auch damit die Kinder oder die Enkel etwas mehr zu essen hätten.» Oft müssen ein oder zwei Paar Stiefel für die



Manès Sperber (1905–1984) war glühender Kommunist, bevor er sich eines Besseren besann. Seine Beschreibungen Russlands könnten von heute stammen.

ganze Familie reichen. Woran aber nie gespart wird, das ist das Geld für den Lehrer. Dreijährig werden die Knaben in die Schule geschickt, lernen hebräisch lesen, beten und die Bibel übersetzen.

Materielles Elend, geistiger Reichtum, ein geschlossenes Weltbild: So wuchs Manès Sperber auf. Schon früh jedoch regten sich in ihm Zweifel und Widerspruch. Das Bild des Wasserträgers, der schwerste Arbeit gegen geringsten Lohn verrichtete, ging ihm nicht aus dem Kopf. Waren die Juden nicht die «Wasserträger Gottes»? Und warum lohnte Gott ihnen die Treue nicht, sondern liess zu, dass sie überall verfolgt wurden? Der kleine Manès warf Kieselsteine gegen den Himmel, forderte Gott heraus, und nichts geschah. Bald darauf fiel er endgültig vom Glauben seiner Väter ab – der erste Bruch mit einem geschlossenen Weltbild. Es sollte nicht der letzte in seinem Leben bleiben.

Im Ersten Weltkrieg geriet Zablotow mehrfach zwischen die Fronten. Einmal kam Manès, an der Hand seines Lehrers, unter heftigen Beschuss. In Deckung gegangen auf dem Friedhof, sah er, wie eine Kanonenkugel vor ihm einschlug und Gräber sich auftaten, sah Leichen auf der Strasse: ein Schock. 1916 floh die Familie vor dem Krieg nach Wien, Manès war zehn, ein neues Kapitel begann.

Zablotow hat er nie wiedergesehen. Die Juden, die noch dort lebten, wurden 1941 von den deutschen Eroberern ermordet. Am Ende seiner grossen Romantrilogie «Wie eine Träne im Ozean» im Kapitel «Wolyna» hat Sperber sich ausgemalt, wie einige Juden, von einem charismatischen Anführer angeleitet, sich mit Waffengewalt gegen den unausweichlichen Tod wehren. Es war eine Fantasie.

«All das Vergangene...» gehört zu den bedeutendsten Erinnerungsbüchern des 20. Jahrhunderts. Sein Autor – Jude, Psychologe, Kommunist, Emigrant, Renegat, Intellektueller, Schriftsteller – hat die Katastrophen dieses finsternen Jahrhunderts durchlebt, durchlitten und literarisch gestaltet. Die Romantrilogie «Wie eine Träne im Ozean» ist von Heinrich Böll mit Tolstois «Krieg und Frieden» verglichen worden. Aus wenigen Werken erfährt man so viel über die Innenseite des

Kommunismus wie aus diesem Roman und der Autobiografie, über die Gnadenlosigkeit und den Zynismus, mit dem die Kommunistische Partei mit den eigenen Leuten verfuhr, über die Pervertierung einer menschenfresenden Bürokratie. Beide Werke und auch einige der Essays gehören in die Bibliothek des gebildeten, politisch interessierten Europäers.

Dass diese Werke viele Jahre lang vergriffen waren und erst jetzt wieder in einer sorgfältig kommentierten, dreibändigen Ausgabe zu lesen sind; dass überhaupt der Name Sperber Jüngeren kein Begriff mehr ist – das könnte paradoxerweise daran liegen, dass der Autor recht hatte mit seinen Erfahrungen und Warnungen. Überflüssig sind sie deshalb gerade heute nicht – denn die Geschichte ist nicht, wie das der Politologe Francis Fukuyama nach der Auflösung des Ostblocks in einem vielzitierten Buch behauptet hat, an ihr Ende gekommen. Die neue Bedrohung aus dem Osten, die wachsende Attraktivität autoritärer Regimes sind nur einige Aspekte, die Sperbers Werk in neuem, aktuellem Licht erscheinen lassen.

Im Kern dieses Werks steht die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, mit dem ungeheuren Verführungspotenzial, das er in den 1920er-Jahren besass – für die ausgebeuteten Arbeiter sowieso, für junge Menschen, aber auch für Intellektuelle. Steht weiter die Frage, warum so viele sich schwertaten, angesichts des grausamen Verrats der kommunistischen Ideale durch die bolschewistische Realität von diesen Abstand zu nehmen. Es ist die Frage, die er sich selbst in den beiden Hauptwerken stellt – denn erst 1937, unter dem Eindruck der Moskauer Schauprozesse, in denen Stalin die ältesten Kampfgefährten Lenins als ausländische Agenten «entlarven» und hinrichten liess, löste Sperber sich endgültig von der Kommunistischen Partei – Jahre nachdem er deren fatale, schädliche Strategie und ihre unmenschlichen Methoden begriffen hatte.

Zehn Jahre lang, von 1927 bis 1937, war Sperber Mitglied der KPD. Zum Kommunismus hatte er gefunden wie Dojno Faber, der Held der Romantrilogie, «aus Liebe zur Vorstellung einer

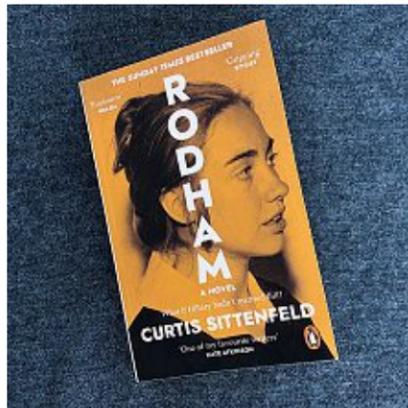
Welt, wie sie sein könnte, sein müsste». Verständlich vor dem Hintergrund der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg: geprägt durch die Verelendung der Massen, politische Instabilität, das Aufkommen rechtsautoritärer Bewegungen und des Faschismus. Im revolutionären Russland dagegen schien etwas Neues, Gerechtes, Solidarisches zu entstehen, schienen die «Wasserträger» gesiegt zu haben.

Immer hat Sperber sich nach Gemeinschaften gesehnt, sich Gemeinschaften angeschlossen; Veränderungen der Gesellschaft konnten nur durch ein «Wir» entstehen, meinte er. Ein solches «Wir» fand er in Wien anfangs im jüdischen Pionierbund Hashomer Hatzair. Allerdings trennte er sich bald wieder von der Bewegung, weil er die Lösung der «Judenfrage» nicht im Zionismus, also der Auswanderung nach Palästina, sah, sondern im Sozialismus.

In Wien geriet er noch als ganz junger Mensch in den Bann des Individualpsychologen und abtrünnigen Freud-Schülers Alfred Adler. Der stellte bei seiner Analyse und Therapie nicht die Triebstruktur, sondern die sozialen Bezüge des Menschen ins Zentrum. Das gefiel Sperber, der sich die Methode Adlers aneignete, sie allerdings marxistisch weiterentwickeln wollte, was sein Lehrer ablehnte und was später zum Bruch führte. Adler schickte Sperber 1927 nach Berlin, wo er Patienten behandelte, Vorträge hielt – und sich für die Kommunistische Partei engagierte. Das war zwar auch eine Gemeinschaft, aber sie war autoritär geführt und vollkommen von Moskauer Direktiven abhängig. Wer von der «Linie» abwich, wurde kritisiert, kaltgestellt oder erfuhr Schlimmeres.

Davon erzählt die Autobiografie, davon erzählt vor allem der Roman. «Wie eine Träne im Ozean» ist voll von Beispielen, wie die Partei ihre Mitglieder ans Messer liefert, bloss weil sie im falschen Moment für das Richtige plädieren, das aber gerade der Moskauer Linie widerspricht. Sperber hat gute Freunde verloren, die als «Abweichler» liquidiert wurden. Dass er mit dem Kommunismus brach, lag auch daran, dass er nicht mehr «auf der Seite der Mörder» sein wollte. —>

Zu schön, um wahr zu sein?



Diesen Sommer hatte ich plötzlich Heimweh nach den USA, wo ich lange gelebt habe. Kamala Harris hatte gerade Joe Biden als Präsidentschaftskandidatin abgelöst, ich schaute den Parteitag der Demokraten am Laptop und hatte das Gefühl, die Party des Jahrhunderts zu verpassen. Ich stellte mir vor, wie mein früherer Nachbar in Kalifornien Wahlkampfsschilder in seinem Vorgarten fixiert und wie sich meine amerikanische Freundin einen Hut mit der Aufschrift «Harris / Walz» im Internet bestellt. Zum ersten Mal seit langem hatte ich Lust, die amerikanische Politik wieder aus der Nähe zu verfolgen. Also kaufte ich mir dieses Buch.

«Rodham» von **Curtis Sittenfeld**, das unter dem deutschen Titel «**Hillary**» erschienen ist, macht das politische Amerika erlebbar. Die Autorin versetzt mit Hillary Clinton eine der prominentesten Figuren der amerikanischen Politik in ein fiktives Leben und entwirft ein Paralleluniversum, in dem Hillary Bill Clintons Heiratsantrag ablehnt, selbst in die Politik einsteigt und im Januar 2017 US-Präsidentin wird. Sittenfeld unterhält damit unverschämt gut – und analysiert, was Macht, Geschlecht und öffentliche Wahrnehmung im amerikanischen Politikbetrieb bedeuten.

Die Autorin nimmt uns mit auf Wahlkampftouren in die amerikanische Provinz, sie lässt mit der Protagonistin fühlen, wenn diese sich für eine TV-Debatte vorbereitet, Medienskandale berichtet oder abends erschöpft einen kalten Burrito isst. Dabei macht der Roman den Sexismus erlebbar, dem Frauen in der Politik ausgesetzt sind. Etwa wenn die fiktive Hillary Rodham entscheidet, immer Make-up zu tragen, weil sie sonst ständig gefragt wird, ob sie müde oder krank sei.

Aber ich muss auch vor diesem Buch warnen. Es ist ein literarisches Experiment, das bei mir stellenweise ein schlechtes Gewissen ausgelöst hat. Die Autorin gibt dem Intimleben der Clintons viel Platz, und die innere Stimme von Hillary Rodham verrät Dinge, über die keine Politikerin öffentlich sprechen würde. So erfährt man, was ihr durch den Kopf geht, wenn Bill Clinton nackt Saxofon spielt, oder welche Gedanken sie sich über ihre unrasierten Beine macht. Man kommt nicht darum herum, an die echte Hillary Clinton zu denken und sich zu fragen: Hat sie dieses Buch gelesen?

Bisher hat sie sich nicht dazu geäußert, aber mit der Kandidatur von Kamala Harris ist das 2020 erschienene Buch wieder aktuell geworden. Viele der Hürden, die die fiktive Hillary Rodham bis zu ihrem Sieg überwinden muss, dürfte die echte Kamala Harris kennen. In Sittenfelds Geschichte sichert die erste Präsidentin der Vereinigten Staaten dann den Zugang zu Schwangerschaftsabbruch für alle Frauen, sie übertrifft die Klimaverpflichtungen von Paris und führt ein strikteres Waffengesetz ein. Ist das zu schön, um wahr zu sein?

URSINA HALLER

Lange hat er die Erkenntnis, auf der falschen Seite zu stehen, verdrängt – selbst nach einem Besuch im «Gelobten Land» des Kommunismus, der Sowjetunion, die er 1931 drei Monate lang mit seiner ersten Frau Mirjam bereiste. In der Autobiografie zählt er auf, was er nicht sehen, nicht hören wollte. Er wollte sich seinen Traum, seine Hoffnung eben nicht nehmen lassen: eine Alternative zu haben zu einem Kapitalismus, «wo man angesichts von Verhungerten Weizen verbrannte, um den Preis zu halten».

In Moskau sah er Banden hungernder Kinder und liess sich von Nikolai Bucharin, einem der höchsten Parteifunktionäre, Sand in die Augen streuen: In naher Zukunft werde schon alles gut kommen. (Die nahe Zukunft sah für Bucharin Schauprozess und Hinrichtung vor.) Schon in Berlin hatte ihm ein Patient in einer Therapiesitzung gestanden, wie die «Dekulakisierung» gegen die Bauern mit brutalster Gewalt durchgesetzt worden war.

Noch jahrelang hat Sperber die Linie der Partei vertreten und verteidigt – ging es doch gegen den Hauptfeind, das «Dritte Reich» Adolf Hitlers, und war die Sowjetunion nicht der einzige verlässliche Gegner der Nazis? Die Verdrängung dessen, was er längst wusste, die Leugnung der Verbrechen der Kommunisten, hat Sperber später «Doppelzüngigkeit» und sich selbst «Doppelzüngler» genannt und in seiner Autobiografie und im Roman ausführlich aufgearbeitet.

Denn auch sein Held Dojno Faber weiss schon 1931, als die Handlung von «Wie eine Träne im Ozean» einsetzt, dass die Parteilinie falsch ist, weil sie der Realität nicht entspricht. Und doch bleibt auch er der Partei lange treu – immer das Ziel der Revolution, des Sieges der «Wasserträger», vor Augen.

Sperber gibt ihm einen geistigen Widerpart in Gestalt des Barons von Stetten. Viele Interpreten sehen in Stetten ein Porträt Alfred Adlers; eher sind es wohl Kopfduelle, stehen sich in den Wortgefechten zwischen Faber und Stetten der junge, idealistische Manès und der alte, desillusionierte Sperber gegenüber.

Dein Messias ist die Weltrevolution, deutet Stetten Fabers Engagement hellsichtig und bezweifelt, dass



Im Zürcher Exil: Der junge Manès Sperber an der Limmat.

es irgendeinen «Sieg» in der Geschichte geben kann. «Wir wollen die Macht haben, um sie endgültig abzuschaffen», propagiert Faber, noch ganz der enthusiastische Revolutionär. Was für eine Illusion, hält Stetten dagegen: «Der sogenannte Sieg schafft neue Umstände, die ihn konsumieren.» Die Macht wird zum Selbstzweck, die Machthaber kämpfen nur noch um Machterhalt.

Das begreift Sperber – spät genug. Das Erwachen ist grausam. Denn wer mit der Partei bricht, verliert nicht nur seinen Traum, sein Ideal, sein Weltbild – er verliert auch alle Kameraden, sein soziales Netz, seine Gemeinschaft. Es ist ein Sturz ins Nichts. Dazu kommt das nagende Schuldgefühl, zu lange geschwiegen und gelogen zu haben. Sperber bezeichnet es als das Gefühl, «sich selbst als einen betrogenen und betrüglichen Mithelfer und als unschuldigen Mittäter zu verabscheuen».

Ganz konkret ging es für ihn aber auch und vor allem ums Überleben. Er war ja als Jude und Kommunist doppelt gefährdet und hatte nun auch noch den Schutz der Partei verloren.

1933 war er, kurz nach der Machtübernahme der Nazis, in Berlin schon einmal verhaftet worden. Er erinnert sich in der Autobiografie, wie er mit anderen auf einen Lastwagen gestossen und dem «Volkszorn» der Passanten ausgesetzt wurde. «Wir fünf auf der hintersten Bank waren ihm völlig ausgeliefert, denn wir bildeten eine von allen Seiten zugängliche Angriffsfront. Die Schläge, die von unten nach oben geführt wurden, trafen nicht immer, sie taten zwar weh, aber waren erträglich. Alle spuckten uns an, der Speichel traf nur selten das Gesicht, öfter den Rock, die Hosen, die Hände.»

Nach fünf Wochen wird Sperber als österreichischer Staatsbürger abgeschoben, er geht über Wien nach Paris. Nach dem Einmarsch der Deutschen 1940 verbirgt er sich in Cagnes-sur-Mer in Südfrankreich, unterstützt von seinem Freund, dem Schriftsteller, Résistancekämpfer und späteren Kulturminister André Malraux. Im September 1942, als ihm die Auslieferung droht, flieht er über die Berge in die Schweiz, wo er die nächsten drei Jahre verbringt.

Die Erinnerungen an diese Zeit sind ambivalent. Drei Monate muss er im Lager Girenbad bei Hinwil verbringen. «In diesen Lagern, in denen die Internierten völlig rechtlos waren, wurde ihnen selbst der Versuch, sich zu beschweren, strengstens verboten, als ob die Beschwerde ein Akt der Meuterei wäre», schreibt er. «Am schlimmsten war der auf Geringschätzung, auf brutale Verachtung der Flüchtlinge abgestellte Ton der Soldaten, der Unteroffiziere und der meisten Offiziere; zweifellos war der Mannschaft anbefohlen worden, uns wie Aussätzige zu behandeln.»

Wegen eines Zwölffingerdarmgeschwürs kam Sperber ins Krankenhaus und wurde später vom Zürcher Pfarrer Adolf Maurer in sein Haus aufgenommen. Durch die Hilfe Maurers und des Evangelischen Flüchtlingswerks konnte er zusammen mit seiner Lebensgefährtin Jenka und dem kleinen Sohn Dan eine Wohnung in Uitikon-Waldegg beziehen. Er hatte engen Kontakt zum Ensemble des Zürcher Schauspielhauses; vor allem aber nutzte Sperber täglich den Lesesaal der Museums-gesellschaft und schrieb dort am ersten Band seiner Trilogie «Wie eine Träne im Ozean».

Im September 1945 fuhr er mit Jenka und Dan zurück nach Paris, wo er bis zu seinem Tod 1984 lebte – die Stadt war keine Heimat für den vielfach Entwurzelten, aber ein Lebensort. Er wurde Mitarbeiter im Kulturministerium von André Malraux, ging als *chargé de mission* für eine kurze Zeit nach Deutschland, arbeitete als Lektor und als Herausgeber für fremdsprachige Literatur beim Verlag Calmann-Lévy in Paris – und wirkte als Intellektueller im Kampf gegen den anderen, den übrig gebliebenen Totalitarismus: den Stalinismus.

Schon früh hatte Sperber davor gewarnt, Osteuropa der Sowjetunion auszuliefern – wie es dann kam. Gemeinsam mit seinem Freund Arthur Koestler, dem anderen prominenten kommunistischen Renegaten, stand er im Feuer des dominierenden linksextremen Zeitgeistes von Sartre & Co.

Aber Sperber war sich nun, nach den durchlebten, durchdachten und durchlittenen Erfahrungen seiner Posi-

DAS MAGAZIN N° 39 – 2024 BILD: RUDOLF ISLER/DAN SPERBER

tion sicher: Es gibt kein Ideal, für das man Menschen opfern, keine Wahrheit, die man zugunsten einer «guten Sache» verschweigen darf. Fassungslos erlebte er, wie 1968 die Jugend sich erneut kommunistischen Idolen verschrieb, einem Mao oder Ho Chi Minh hinterherlief.

Zur letzten grossen öffentlichen Kontroverse kam es, als Sperber 1983 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt.

Es war eine aufgeheizte Zeit. Der Nato-Doppelbeschluss wurde gerade umgesetzt, Mittelstreckenraketen wurden gegen den Warschauer Pakt in Westeuropa stationiert; Hunderttausende demonstrierten. Manès Sperbers Dankrede plädierte gegen einen naiven Pazifismus und, angesichts der Bedrohung aus dem Osten, für ein starkes Europa. Es sei «unsäglich traurig, aber unvermeidlich», dass Europa selbst zur «Supermacht» werden müsse, selbst «gefährlich werden müsse, um den Frieden zu wahren».

Die Rede löste Empörung aus, die deutschen Grünen verlangten gar, Sperber solle den Friedenspreis zurückgeben. Das ist lange her, inzwischen haben prominente Vertreter dieser Partei wie Joschka Fischer oder Daniel Cohn-Bendit eingestanden, was sie der Sperber-Lektüre verdanken. Sie haben gewissermassen seinen biografischen Erkenntnisprozess lesend nachvollzogen.

Tatsächlich ist die Lektüre dieses Zeitzeugen, die nun dank der Neuauflage seines Werks wieder möglich ist, erhellend und anregend. Man taucht nicht nur tief in die Verirrungen, ja in die existenziellen Fragestellungen des 20. Jahrhunderts ein – und wer weiss, ob solche Situationen nicht, wenn auch in anderen historischen Konstellationen, wiederkehren werden. Beim Lesen zwingen sich auch Assoziationen und Analogien mannigfacher Art zur Gegenwart auf.

Wer etwa die Passage zum Spanischen Bürgerkrieg liest, bei dem die westlichen Staaten ängstlich darauf bedacht waren, bloss nicht in den Krieg hineingezogen zu werden, und damit die spanische Republik opferten – wer dünke da nicht an die zögerliche Militärhilfe für die Ukraine?

Bei der Sudetenkrise im Jahre 1938 beobachtete Sperber, dass sich die Politiker immer nur die Frage stellten: Was wird Hitler tun? Und nicht: Was wollen wir tun?

Der Vergleich mit dem westlichen Blick auf Putin und die Fixierung auf dessen angebliche «rote Linien», die man nicht überschreiten dürfe, liegt nahe. Schliesslich liest sich Sperbers Friedenspreisrede, 1983 gegen den sowjetischen Machtblock gerichtet, heute, vierzig Jahre später, wie eine Blaupause auf den russischen Imperialismus.

Was man jenseits solcher Analogien aus der Lektüre von Sperbers Werken mitnehmen kann, sind vielleicht drei Punkte.

- **Da ist zum einen die Skepsis gegenüber geschlossenen Weltanschauungen**, die das Absolute über das Individuum, das Endziel über reale Verbesserungen stellen. Zur Skepsis gehört aber auch die Toleranz im Umgang mit anderen. Für Sperber ist es wichtig, «den Menschen nicht mit seinen Meinungen gleichzusetzen und den Gegner nicht ohne weiteres als Feind zu betrachten» – was gerade im politischen Streit heute verloren geht, wo sich die Blasen gegeneinander abschotten und die Sprachlosigkeit zunimmt.

- **Sperber ist ein Idealist geblieben** und ein Optimist. Er nannte sich einen «postpurgatorischen Optimisten», der «den Hoffnungen, die er begraben musste», treu geblieben sei. Und der Idee, «dass diese Welt nicht bleiben kann, wie sie ist, und dass sie ganz anders, besser werden kann und dass sie es werden wird». In der Friedenspreisrede entwirft er gar die Vision einer fruchtbareren Sahelzone – seinerzeit verknüpft mit der friedlichen Nutzung der Atomkraft; heute würde er vielleicht auf grüne Energie setzen. Sein unerschütterlicher Optimismus tut uns heute gut.

- **Das Bestreben, die Welt zu einer besseren zu machen**, lässt sich nur in Gemeinschaft erreichen. Sperbers Bücher wirken auch als Antidot gegen den grassierenden Egoismus. Seine Helden denken über ihr eigenes, kleines Leben hinaus. Sperber kommt aus einer Gemeinschaft, er hat immer Gemeinschaften gesucht; der Fall in die Einsamkeit nach dem Ausstieg aus dem Kommunismus war die schlimmste Erfahrung seines Lebens. Dass der Sinn des Lebens im Wirken mit anderen und für andere liegen muss, war für ihn unbezweifelbar. Die Wasserträger, mit denen er sich solidarisch erklärte – das sind, im Weltmassstab gesehen, wir alle. DM

Manès Sperber: Ausgewählte Werke. Sonderzahl-Verlag, Wien 2024.

Band 1 All das Vergangene ... Herausgegeben von Mirjana Stancic.

Band 2 Wie eine Träne im Ozean. Herausgegeben von Rudolf Isler.

Band 3 Zur Analyse der Tyrannis. Herausgegeben von Wolfgang Müller-Funk.

Manès Sperber auf Youtube

- Manès Sperber. Ein treuer Ketzer. Ein Film von Rudolf Isler und Christian Labhart, 2005.
- Manès Sperber. Die Vergegenwärtigung des Vergangenen, «Vis-à-vis» vom 12. Januar 1983.

MARTIN EBEL war Literaturredaktor des «Tages-Anzeiger». Er schreibt über Literatur, zeitkritische und kulturhistorische Themen. redaktion@dasmagazin.ch